

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 57 (1953-1954)
Heft: 18

Artikel: Die Wartereise
Autor: Baerlocher, Adèle
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669604>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Bei Mauensee

Foto Ernst Brunner

Die Wartereise

«Kommst du mit mir nach Bern morgen?» fragte Martin, und da draussen ein strahlend blauer Himmel lockte, der allerlei landschaftliche und andere Freuden verhiess, so sagte ich unbedenklich zu.

«Der Wagen ist neu überholt», fügte Martin bei, «und während ich geschäftlich zu tun habe, kannst du vielleicht ein paar Besuche machen. Ich werde ohnehin mit meinem Programm in kürzester Zeit durch sein, und dann essen wir zusammen zu Mittag.»

Wie schön das alles klang! «Wann starten wir denn?» erkundigte ich mich noch. «Früh!» er-

klärte Martin mit gewohntem Optimismus, «sehr früh sogar. Ich muss vor der Abfahrt noch schnell einen Sprung ins Büro machen, zwei Minuten, nicht mehr ...» Wenn man so viele Jahre miteinander verheiratet ist wie Martin und ich, dann sollte es keine Ueberraschungen mehr geben, meinen harmlose Dritte. Oho! Wir sind das lebendige Gegenteil dieses Ausspruches, und zwar bin ich es, die immer wieder die Ueberraschte ist. Ich habe immer noch nichts zugelernt ...

Auf jeden Fall stand ich am nächsten Vormittagpunkt acht Uhr gestiefelt und gespornt, in der einen Hand ein winziges Köfferchen mit Mit-

bringels für meine Freunde, in der andern die Liste mit deren Adressen, unter der Tür des Esszimmers, in welchem Martin im Pyjama Kaffee trank. «Was, bist du schon fertig?» fragte er so erstaunt, als sei *ich* der Teil, der immer zu spät zu kommen pflegt, «in drei Minuten bin ich auch soweit und dann fahren wir.» Während sich die drei Minuten zu drei Viertelstunden rundeten, überflog ich noch einmal meine Besucherliste. Welcher gute Geist hatte mir wohl eingeflüstert, mich nirgends zum voraus anzumelden? Kusine Valérie fiel nun ohnehin weg. Zu ihr wäre ich zuerst gegangen, denn sie gehört zu den seltenen Leuten, denen man morgens zehn Uhr ins Haus fallen kann, und die den Besucher «tirée à quatre épingles» empfangen.

Es blieben noch meine Freundin Betty und der reizende Redaktor, der mir ab und zu einen Artikel abnahm. Wenn es noch weiter reichte, dann konnte ich immer noch bei Frau Wetter vorbeihuschen, die ich seinerzeit in den Ferien kennen gelernt hatte, und die sich über meinen Besuch sicher freuen würde.

Zwischen 9 und 10 Uhr erschien Martin endlich, gebadet, rasiert und in einem sommerlichen Anzug gekleidet. Los, los!» rief er ungeduldig und wir fuhren wirklich los, einstweilen Richtung Büro. Dort erledigte Martin zwei längere Telephonespräche, diktierte seiner Sekretärin einige Briefe, empfing einen Besuch, und ich sass währenddessen wartend im Vorraum. Es war fast halb elf, als wir schliesslich bei der Garage vorführen; denn trotzdem das Auto frisch überholt war, musste der Tank mit Benzin, der Kühler mit Wasser gefüllt und die Scheiben von den daran klebenden Fliegen befreit werden. Ich hatte also genug Zeit und Musse, mir zu überlegen, ob ich Frau Wetter oder den guten Redaktor streichen sollte. Es war eine schwierige Entscheidung, die in der Luft hängen blieb.

Auf einmal aber fuhren wir tatsächlich aus der Stadt in den heitern Vormittag hinaus. Es war wunderbar, warm und fast sommerlich, und ein kühler Luftzug blies durch die offenen Fenster. Die saubern schönen Dörfer, die von Bäumen gesäumten Strassen, die grünen und goldenen Felder präsentierten sich von ihrer besten Seite. Der Verkehr war nicht übermäßig stark, und Martin konnte ein flottes Tempo halten.

«Wann hast du eigentlich Rendez-vous mit deinem Oberst?» erkundigte ich mich in Brugg, und in Rapperswil murmelte Martin, der tief in Ge-

danken seinen Geschäften nachstudierte, «so um 12 Uhr herum. Die Herren nehmen es nicht so genau.» Nun, ich hatte mir unter militärischer Pünktlichkeit bis jetzt immer etwas anderes vorgestellt, aber auch das gehörte scheinbar zu den Ueberraschungen in der Ehe. Olten flog vorbei, Langenthal, und später kam noch Hindelbank, das Entzücken aller derjenigen Automobilisten, die gerne ein Dutzend Kurven hintereinander fahren. Ich war dankbar, dass Martin ein routinierter Fahrer ist!

Es war 12 Uhr vorbei, als wir in Bern einfuhren. Ein reger Strassenbetrieb herrschte um diese Zeit, und — da musste es geschehen: ein kleiner Wagen vor uns, dessen unsicheres Zickzack uns rechtzeitig hätte warnen sollen, bog unvermittelt links ab, und schon prallten unser Kühler und sein linker Kotflügel aneinander. Was nun folgte — obgleich keinem von beiden grosser Schaden zugefügt war — war ein bösartiges gegenseitiges Anbellen, wildes Hupengebrüll der Wagen, die durch das Hindernis aufgehalten wurden, ironische Zurufe des Publikums, wortreiches Hin und Her der Zeugen und schliesslich das gezückte Notizbuch eines Polizisten.

Nach halb eins aber sass ich wartend in der Halle des Amtshauses, in welchem Martin seinen Oberst zu besuchen hatte. Merkwürdigerweise war dieser tatsächlich noch da. «Es geht nur ein paar Minuten», meinte Martin, als ich schüchtern vorschlug, meinerseits durch das schöne Bern zu spazieren und ihn später wieder zu treffen, «es hat wirklich keinen Sinn, dass du davonläufst. Gleich bin ich wieder da!» Das «gleich» bestand aus ein- und einhalb Stunden, während welchen ich das einzige Exemplar einer Zeitung, das irgendwo herumläg, inklusive sämtlicher Inserate verschlang und besonders interessante Stellen als Gedächtnisübung auswendig lernte. Ich hatte Mitgefühl mit meinem Magen, der verdrossen knurrte; doch da stieg Martin endlich elastisch die Treppe herab, hoch befriedigt und in bester Laune.

«Nun essen wir zu Mittag», sagte er mit einer Selbstverständlichkeit, als gebe es daheim keinen Krach, wenn die Mahlzeit nichtpunkt zwölf Uhr dreissig aufgetragen wurde. Das Innere des Autos glich einem kleinen Brutofen, denn auch es hatte neunzig Minuten in der Sonne gebraten; zudem — es war wie verhext! — sprang der Motor nicht an. Der Zusammenstoss im Verein mit der hohen Temperatur hatte ihm scheinbar doch nicht gut getan. Martin sprach ihm zuerst ermunternd zu,

schaute unter die Haube, schüttelte den Kopf und winkte mir, auszusteigen. «Muss abgeschleppt werden», stellte er lakonisch fest. «Komm, wir gehen zu Fuss. Ich weiss ein nettes Restaurant und gleich daneben eine erstklassige Garage. Die werden das Ding schon wieder zusammenflicken.» Was für gutmütige Geschöpfe wir Frauen doch im allgemeinen sind! Martin bekam kein Wort des Vorwurfes zu hören — er hätte ohnehin alle eingetretenen Missgeschicke als Walten der force majeure erklärt! — sondern wir vereinbarten friedlich, dass er mich, sobald der renitente Motor wieder instandgestellt sei, eigenhändig zu meinem netten Redaktor führen werde; denn meine Freundin sowie Frau Wetter waren inzwischen definitiv von meiner Liste gestrichen worden.

Die Garage lag zwei Stockwerk tief unter der Erde, war durch künstliches Licht erhellt und erweckte an diesem hellen Tag den Eindruck eines Bunkers. Immerhin verfügte sie über einen Warterraum und zwei illustrierte Zeitungen aus dem Jahre 1951. «Der Schaden wird in einem Moment behoben sein», tröstete mich der Chefmechaniker, «gleich wird uns der Wagen hergebracht und es kann sich nur um eine Kleinigkeit handeln.»

Und so sass ich, ebenso geduldig und philosophisch wie am Morgen in Martins Büro oder wie am Mittag in der Halle des Obersten, auf einem Stuhl, zwei Stockwerke unter der Erdoberfläche, und sah mir Bilder an. Drobens neigte sich langsam ein schöner Tag seinem Ende zu; denn als Martin erschien und verkündete, es werde jetzt noch eine kleine Probefahrt gemacht, damit auch gewiss alles richtig funktioniere, da war es fünf Uhr fünfzehn. Und da gab ich auch meinen lieben Redaktor leise seufzend und höchst ungern auf.

Punkt sechs Uhr verliessen wir Bern, Martin keineswegs verlegen oder schuldbewusst, sondern vergnügt pfeifend am Steuer. Die Bäume warfen lange bläuliche Schatten, die Räder rollten und eine abendliche Brise wehte zum Fenster herein.

«Nun hast du wenigstens etwas von Bern gesehen», stellte Martin unschuldig fest und dachte scheinbar an den Zeitglockenturm, die heimlichen Lauben und den Bärengraben. Ich aber antwortete: «Ja, den „Bund“ von gestern und zwei Illustrierte vom Dezember 1951.» Und heimlich taufte ich die Fahrt die «Warte-Reise», weil Warten ja ohnehin das Los aller Frauen dieser Erde ist.

Adèle Baerlocher

Das Auto und die Uhr

Wie ungerecht sind wir doch manchmal; ungerecht aus reinem Unverständ. Wenn sich ein Schwerkranker endlich, und eben leider manchmal viel zu spät erst, operieren lässt und dann stirbt, so kann man immer wieder in Todesanzeigen den Satz lesen: «An den Folgen einer Operation starb ...». Wie unbedacht, wie ungerecht ist dieser Satz! Der Chirurg versteht seine Sache. Verstünde er sie nicht, er würde bei uns in der Schweiz gar nicht an den Operationstisch herangelassen. Wir haben da in unserm Land sehr gute und sehr strenge Gesetze und Vorschriften.

Richtiger wäre — aber das setzt niemand gern in die Zeitung — wenn man dann schreibe: «An den Folgen eigener Unentschlossenheit starb ...». Warum schreibt man denn so selten in einer Todesanzeige: «An den Folgen einer schweren Krankheit starb ...»? Damit sagt man die reine Wahrheit, tut aber dem Chirurgen sicherlich kein Unrecht. Schliesslich kann er ja nichts dafür, dass man ihn zwei Tage, zwei Wochen oder gar zwei

Monate zu spät geholt hat. Oder? Im Mittelalter starb man noch recht oft an den Folgen einer Operation. Heutzutage wird mit einer solchen Sorgfalt, mit einer Reinlichkeit operiert, die dem Laien oft fast lächerlich und übertrieben vorkommt, dass an den Folgen einer Operation niemand mehr stirbt.

*

Vor einigen Tagen blieb meine Uhr stehen. Drei Jahre lang hat sie tadellos funktioniert und hat mir ausgezeichnete Dienste geleistet. Zuerst war ich erstaunt; dann ein wenig betrübt, und zuletzt war ich aufgebracht. Ich eilte zum Uhrmacher, der mir die Uhr vor drei Jahren verkauft hat und sagte:

«Meine Uhr ist kaputt. Sie haben mir diese Uhr zuerst vor drei Jahren verkauft und gesagt, was wunder das für eine gute Uhr sei. Man möchte es nicht meinen, wenn sie nach drei Jahren schon „die Läufe streckt“!»